

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

176 (1.8.1931) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Unterhaltung * Wissen * Kunst

Stadt unter Gasangriff

Man soll den Teufel nicht an die Wand malen und nicht immer vom Krieg reden, der unausbleiblich sei. Wie der letzte Weltkrieg beschaffen war, das wissen die meisten von uns, die ihn schauernd erlebten. Keiner, der seine Schreden an der vordersten Front durchmachte, wird seine Wiederholung wünschen — und doch sagt uns der Kettische Bericht, daß das Gedächtnis der Menschen selbst dem Fortschritt gegenüber erstaunlich schwach ist. Bereitet sich nicht sogar die Zivilbevölkerung in den Städten Frankreichs, Englands und anderswo auf das kommende Unheil vor, indem sie sich den gelegentlichen Übungen zum Schutz gegen einen Gasangriff aus der Luft unterwirft? Von dort her und auf solche Weise, sagen uns die Sachverständigen, wird die mächtigste Waffe des nächsten Krieges wirken.

Was ich hier erzähle, ist eine besonders nachhaltige Erinnerung aus dem Weltkrieg, weil eine militärische Operation das Schicksal einer ungeschützten Zivilbevölkerung in ihren Strudel, wenn auch ungewollt mit hineinriß.

Abgesehen von den ersten Anlaufstufen 1914, da es in dem deutschen Grenzgebiet Maritzsch zu einem Straßenkampf zwischen Deutschen und Franzosen gekommen war, bis die Eindringlinge auf die Höhe des Gebirgsammes zurückgedrängt wurden, der zu jener die Grenze bildete und wo sich dann die Gegner den ganzen Krieg hindurch im Schützengraben gegenüberlagen — abgesehen also von dieser unmittelbaren Berührung mit der Bevölkerung Maritzschs keine unmittelbare Berührung mit der damals noch feindlichen Kriegsmacht zu erdulden. Nur aus dem jenseits des Gebirges im Tal gelegenen St. Die langte der Arm französischer Batterien gelegentlich in die fast friedliche Stadt. Dann wurde man gewahrt, daß man doch nicht in einer erträumten Sommerfrische lebte, wie man zu meinen durch die entsandene Vogelenschar leicht verleitet werden konnte. In diesem gelegentlichen Winkel der Natur wurde einem erst recht der Wahnsinn des Krieges zum Bewußtsein gebracht, und es ist bezeichnend, daß sich die Mehrzahl der Zivilbevölkerung, darunter einige Industrielle, nicht entschließen konnten, der Stadt den Rücken zu kehren. Zwischen ihnen und dem Militär herrschte zudem das beste Einverständnis, was sich vor allem darin kundtat, daß man, soweit „Bürgerquartiere“ in Frage kamen, als einfacher Mann wie als Offizier aufs Beste versorgt war.

Die besonderen Schrecken des Gaskrieges waren an diesem Frontabschnitt unbekannt; man beschränkte sich hüten wie drüben auf die gewöhnlichen Feuerüberfälle, die ein Bedarf mal barmherziger, mal gefährlicher ausfielen und in der Hauptstadt dem Gegner ein nachjames Mißtrauen bewiesen sollten. Die gegenseitigen Verluste waren erträglich, und bei jeder Wölfsangabe besag man immer wieder genau den gleichen Streifen des Grabens, den man Wochen zuvor verlassen hatte. Eines Tages — 1916, an einem Sonnabend nachmittags — war die Reihe, einen Feuerüberfall zu machen, wieder einmal an den Franzosen. Wie leicht und unsere Werke lagen in Baraden leitend in einem geschützten Tal, noch wo aber das Trommelfeuer in seiner ganzen schauerlichen Wildheit nachdrückte. Denn ein solches war es jetzt zur allgemeinen Ueberzeugung; ununterbrochen warf der Franzmann seine Granaten gegen den Kalibers in die Stellung auf dem „Tête du Molu“, daß die Erde in ihren Grundfesten erbebt. Bald anworteten unsere Batterien aus ebenso unzähligen fertigen Mündern. So gab es ein erbittertes Geräusch und Schreien, und es war uns allen klar, daß der Franzose eine große Sache vorhatte, viellecht den noch niemals ernstlich unternommen oder gar gelückten Versuch, die ganze strategisch ausschlaggebende Höhe in seinen Besitz zu bekommen und damit den Vormarsch über Maritzsch, Schlitzstadt an den Rhein anzutreten. Das gewaltige Geräusch hatte uns alle neugierig gemacht; die meisten von uns bestiegen den sogenannten „Heldenhügel“, dicht bei der Stadt, um von da aus das schaurigste Schauspiel unbehindert zu genießen.

Aber was war das auf einmal für eine weiße Nebelwand, die den Gipfel des Berges umhüllte und plötzlich herabwärts der Stadt entgegen zu wandern begann? Von den Einschlägen der Granaten, und wären sie auch dicht nebeneinander erfolgten, konnte es nicht herüber, dafür unterschied man zu deutlich den steten Klauer der Explosionen von den Hören, rüßte sich vorwärts bewegenden Nebelwänden. Darzwischen trachten mit rot aufsprühendem Feuerstein die Brandgranaten, die ebenfalls zum ersten Mal in Erscheinung traten und höchlich die am Bergabhang bisher geschützten Farmen zum Ziele hatten.

„Gas!“, ein Gasangriff! ging es wie ein Schredenruf durch die Reihen. Und fast im nächsten Augenblick ertönte durch die Straßen der Stadt das gellende Hornsignal: „Gas!“ Wie auf einen Schlag wurde es in der Stadt unten lebendig: man sah Normie-

zungsfolgen die Straßensätze durchziehen, da und dort in die Häuser einbringen, aus denen alsbald aufgeregte Menschen mit ihrer nervösesten Habe herausströmten — alle nur den einen Gedanken im Sinn: fort aus dem gefährdeten Tal! hinauf in die schützenden Berge! Wie ein wirrer Ameisenhaufen rannten die aufgeregten Zivilisten durcheinander und den ins Freie führenden Stadt- ausgängen zu, durcheinander von einzelnen Kompanien Infanterie, die mit Sturmgeschütz und griffbereiter Gasmaske in die Stellung abrückten. Am Ru waren die Häuser und bald die ganze Stadt von ihren Bewohnern entleert, keiner nahm sich mehr die Zeit oder den Mut, den Blick rückwärts auf das immer näher kommende Unheil zu richten, als mühte er fürchten, wie Lots Weid in eine Salsäule verwandelt zu werden.

Dann kamen sie an uns vorüber, die leidenschaftlichen Schreden des Gasangriffs. Wie von Furien getrieben zogen sie dahin, Männer, Greise, Frauen und Kinder, die meisten nur eine Wolldecke unter dem Arm oder sonst einen rasch ergriffenen Felsen, der sie gegen den Nachstoß — es war April oder Anfang Mai — schützen sollte. Heulende Mütter hoben Kinderwagen mit ihrem Säugling vorbei oder trugen ihn eingewickelt wie ein Paket, auf betäubende Klänge hingestreckt fuhr man Schwerkranken im Handwagen daher — kurzum, ein unaufhörlicher wahrer Trauerszug vollzogene die Anmarschstraßen zu den umliegenden Höhen. Unterbelien löbte die Schlocht mit ungemindertem Heftigkeit weiter, brachten vor allem die schwereren Mienen und die Brandgranaten die Erde in weitem Umkreis zum Ersittern. Jetzt sah man eine Feuerfäule über einer Farm sich erheben — der Rannontier überm Berg hatte auf gestellt. Da — und da — noch eine: was wird aus den armen Tieren geworden sein, die mit ihrer Milch oft der einzige Reichtum ihrer Besitzer waren? Aber glücklicherweise hatte der für den Gasangriff günstige Wind gegen Abend nachgelassen, die Giftschwaden waren zum Stehen gekommen und somit die Gefahr für die Stadt beseitigt.

Noch in der Nacht, die verhältnismäßig ruhig war, schafften wir Munition kolonnenweise in die Stellung hinauf, wohlüberlegen mit Gasmaske und einer primitiven Schutzvorrichtung für die Pferde, wozu wir indessen keinen Gebrauch machen mußten. Als wir bei grauem Morgen an einer am Weg gelegenen Farm vorüberkamen, bot sich uns ein graufiger Anblick dar: von dem ansässigen Anwesen stand nichts mehr als — im buchstäblichen Sinne von „leben“ — ein Paar Röhre, die festgebunden an eine ausgefallene Kette, in ihrer aufrechten und scheinbar lebenden Haltung das Furchtbare ihres Verbrennungstodes erahnen ließen. Einmal Tage noch standen sie so anklagend als ein Stück wehrloser Natur da, bis der einsetzende Regen sie zu einem einzigen Wehenhaufen zusammenfügte.

Im Laufe des nächsten Tages strömten die Flüchtlinge wieder in die Stadt zurück. Sie brachten sie nun nicht mehr zu verlassen, auch nicht, als genau acht Tage später unser Bergstunungsangriff, jedoch ohne Gas, erfolgte. Der ausgedehnte Schreden an diesem einen Mal reichte für die ganze Dauer des Krieges aus.

D. A. Burg.

Die Toten mahnen!

August 1914/1931

Und wieder fährt sich machend jene Zeit
In der das Unglück unser Welt begann,
In der das Blut aus namenlosem Leid
In heißen Bächen um den Erdball rann —
Und wieder sehen wir der Toten Heer —
Wie eine Mauer schwebt es sich heran,
Die weißen Lippen bleiben wortlos leer,
Nur ihre Augen sprechen uns noch an —
Und diese Augen, kalt und ausgeblutet,
Sie sprechen immer wieder jenes Wort —
Hebt, ihr Lebendigen, zum Schurz die Hand —
Nie wieder Krieg, nie wieder Menschenmord —
Hört ihr den Ruf —? Er klagt wie Hilflosigkeit —!
Könnt ihr vor Euren toten Brüdern noch bestehen —?
Erf, wenn ihr sagen dürft — es ist vorbei,
Nant ihr in Frieden auf die Gräber hin —!

Kurt Kaiser, Blüth.

Badischer Kunstverein

Die Menigma-Gruppe, die sich nach Dornach, dem Sitz der Antroposophen orientiert, hat für ihre Arbeiten Räume im Kunst-

verein zugewiesen bekommen. Die Mitglieder, die sich zu dieser Gruppe bekennen, suchen mit Hilfe der farbigen Linie, des farbigen Ausdrucks, dem großen Rästel, in das der Mensch scheinbar verstrickt ist, nahe zu kommen. Sie glauben den ewigen Gegensatz zwischen Gut und Böse, zwischen den Tag- und Nachtmenschen, zwischen den Lichtern und Dunkeln in eine besonders „kolorierte Beleuchtung“ rücken zu müssen. Sie sind natürlich alle Tastende und Suchende. Mit den neuartigen Formen wollen sie sich aus dem Alltag herausheben. Sie wollen neuartig gestalten, sie wollen ihre vergessenen Gesichter nicht in rhytmischen Linien festhalten, sondern in weichen Übergängen soll verschommen, unklar, obskur, das Fließende, Unbegrenzte, Unendliche, Ungeklärte angedeutet werden.

Börner-Stuttgart mißt seine Farben mit Temperament. Brenneisen-Karlruhe ist ein gewissenhafter Beobachter. Es liegt viel Licht auf seinen sorgfältig behandelten Arbeiten. Erwin v. Kriebitz kann schärfer werden mit seinem Pinsel. Der Nürnberger Krieger ist ein Köhner. Seine Vorwürfe fehlen, auch jene Art der Darstellung. Mania Cacer-Mannheim ist eine sehr beobachtende Tierplastikerin.

Sommeroperette des Badischen Landestheaters Die lustige Witwe

Es sind jetzt 25 Jahre her, daß die lustige Witwe einen Monat lang vor unserm kühnem Haus im Stadtgarten-Theater, genannt Hoftheater, die Bretter tanzte. Sie hat heute in wärem Sinn des Wortes ein halbes Jahrhundert erreicht. Da die Operette im allgemeinen kurzlebiger ist, kann man diesen Ausbruch nach 25jähriger Lebensdauer schon recht fertigen. Zwar kommt uns heute das Wissen, in dem sie lebt und die Konvention, die man dort beliebt, ein wenig leicht und verstaubt vor, aber die Musik hat noch allen Reiz und allen fesselnden Reiz, der sie je ausgezeichnete. Der prächtige Balzer, der immer noch imstande ist die Herzen höher schlagen zu lassen, darf heute nicht mehr nur im Rundfunk praktiziert werden — er läßt sich auch auf die neuen Tanzformen umbiegen. Und obwohl die Griffler heute nicht mehr ob ihrer Rundhütchen allein die ausschlaggebende Rolle spielen, hat doch der Schlager „Jetzt geh' ich zu Maxim“ von seiner Zugkraft noch nichts verloren. Vor 25 Jahren hat der Schreiber dieses Referats schon das Vergnügen gehabt, die damaligen Aufführungen zu besprechen und in den freudigen Beifall mit einzustimmen, den das unergründliche Publikum nicht müde wurde zu spenden. Das damalige aus Holz gebaute Sommertheater stand fast an der gleichen Stelle wie das heutige Konzerthaus. Wenn es nicht der Musik diente, wurden die Räume durch Funde- und Geflügelausstellungen ebleren Zwecken untergeordnet. Die Bänke für das niedrigere Volk waren aus ungehobeltem Holz und mühten mit Tuschenscheitern über Riffelchen belegt werden, wenn man seine Sonntagsgänger unterseht wieder mit nach Hause bringen wollte. Das hat dem Verfall eben so wenig Abtrag, als der Eisenbahnzug, der damals noch durchs Theaterhaus wälzte, fuhr und das hehre Kunstgebäude in seinen Grundfesten erzittern machte.

Es läge nahe, zwischen der Aufführung von damals und von heute einen Vergleich zu ziehen. Aber — andere Zeiten, andere Operettenaufführungen. Die Unschwerheit auch der oberen Schichten und des Mittelstandes, die damals das Theater besuchten, ist heute gründlich erschüttert worden. Für Wit, gute Laune und blöde Redensarten einer vergangenen Zeit ist der Boden heut verdammt wenig aufnahmefähig. Trotzdem haben sich Bühne und Publikum wenig erhaben und mehr Anseh, als ihre Vertreterin Irene Zehner über ein schön gezeichnetes Stimmmaterial, das auch im Piano Wohlklang erkennen läßt, verfügt. Ihr Partner Leo Wacker bestrich wie schon oft durch seine Lebenswürdigkeit. Die anständige Frau Valencienne Villa Zant wirkte gerade dadurch, daß sie ihre Rolle garricht überzeugend gab, besonders anziehend. Ihr Gegenüber Karl Hertzenstein überragte durch eine vollständige Stimme. Zum ersten Male lernte man den Regisseur Emil Reihner auch als Darsteller kennen. Sein Nebenmann, nach dem Frösch eine der beliebtesten Rollen dieser Charge, war etwas trocken. Es fehlten die lokalen Pointen, ohne die diese Partie unwirklich ist. Die übrigen Darsteller Karlheinz Löfer, Hugo Rivinius, Leopold Schneck, Hermann Lindemann, Edith Rivinius, Otto Schnitzer, Amanda Kurt, Karl Mehnert und Hermine Ziegler haben sich alle Mühe der Operette zu einer klaren Entwicklung zu verbellen. Die Tillerzettel mit ihren rhytmischen Strafen verdienen besondere Erwähnung. Ebenso das Grifflerensemble und der Weiber-Weiber-Weiberchor. Ganz ausgezeichnet musizierte das Orchester unter der leitenden Leitung von Bruno Ziller.

Allerdings keine Alte, Ulmenhöfers Dorte. Und gar heute. Es wäre schwer gewesen, im Umkreis von zehn Stunden ein Weib mit solchen Armen und Beinen, solchen Händen und Füßen und einer solchen Brust zu finden. In ihrem Wieder und kurzen Rod war sie eine so gewaltige und kraftstrotzende Gestalt, daß ihr keiner ernstlich zu widersprechen wagte.

Die sah erwartungslos im Sessel neben der nachdrücklich tückenden Uhr. Von der Unruhe, die ihr Inneres bewegte, konnte ihr niemand etwas ansehen. Die Entrüstung, die aus ihren Augen funkelte, wäre keinem aufgefallen; denn die war stets zu beobachten, wenn sie einem ihre Meinung sagen wollte. Und sie hatte alle Tage ihre Meinung zu sagen. Die entschlossene Linie eines halsstarrigen Weibes, das alles für sich verlanst, fiel bei ihr nicht auf.

Die Weinblätter, die sich vor dem geöffneten Fenster im Wind bewegten, malten große, zackige Schatten auf den sauberen Fußboden. Sie hatte ihre Hände im Schoß gefaltet und fuhr zuweilen mit der Rechten glänzend über das Schürzentuch. Sie wartete auf die Nacht, die den Milchkelser besorgte. Die Värte erzwangener Ruhe brannte in ihr, zudem sie stets den Aramoon hegte, daß ihre Leute wegen der geringfügigen Urteile der Wallener sich nicht so willig seigten, wie sie es wünschte. Sie, die stolze Dorte, war nicht aus Wallen, war eine Fremde. Aus Michelsberg hinter dem Wald stammte sie, wo nur fette Bauern daheim sind. Als Mädchen war sie eine von denen gewesen, die gerne durch die Winkel zwischen den Scheunen strichen, hinter den Hecken auf die Vogelweiber hörten und den Burtschen beim Tanz auf die Füße traten, was dort etwas bedeutete. Weil es aber wegen ihr keine Taufschüssel und keine Patentaler zu geben brauchte, war sie kein Weib für die Michelsberger Schmalbauern, die nie die Kack im Sack kauften. Auch war sie einmal totkrank gewesen und hatte weit weg in einer Klinik gelegen. Die Blutkrankheit hätte sie gehabt, eins damals das Gerode. Nachdem dann später der Ulmenhofer auf der Michelsberger Kirmes unverfänglich fähig gewesen war, fuhr ihr Brautwagen in Wallen ein, wo sie gleich von dem Klatsch der verschämten Jungfrauen empfangen wurde. Die brauchten sich doch wahrhaftig nicht anzuballen! Als ob sie gar nichts von ihnen wüßte, nichts auf den Kirmessen umher nachts gesehen habe? Die Wallener Bürgerstöchter kamen ja nicht nur wegen des Gänsebratens auf die Musik. Das konnten sie ihr nicht aufbinden. Dafür waren sie auch viel zu unvorsichtig.

(Fortsetzung folgt.)

Der lust'ge Babbenhelmer

Valentin Traudt

Nachdruck verboten
Verlagen im Weser-Main-Verlag (J. Kämpfer, Kassel)

Ja, wenn sie schon in den Nachholbergründen und Vorbergen der Hochwälder bis in den Abend hinein sonnige Tage in Liebe verbracht hätten, dann wüßten sie, wie süß die Heideerde knat, dann hätten sie Vogelstimm im Herzen und kämen auf den Hausgang und schätzten auf die Wieder des Babbenhelmer. Aber das ist nichts für sie. Vämmerbüpfen wollen sie spielen. Sie haben erst nur hier und da einen Funken aufgefassen, und es brennt noch nichts in ihnen. Warum sie sich so gern neden und drüben, das wissen sie nicht. Es ist schön, und das ist gut.

Im Wäldchen im Saal an der mächtigen Säule mit dem roztigen Kienpanbatter steht der Babbenhelmer und singt mit eindringlicher Stimme nede Liebeslieder. O, er kann etwas. Dabei läßt er seine Zupfgeige nicht aus den Augen und sieht nicht das unglückliche Klammern mancher Blide und empfindet nichts von entsetzenden Spannungen. Er lockt nur und bleibt kalt. Auf einmal hat er ein Lieb, sanft und verschleiert wie ein letzter Abendganz, der durch Birken schminat und die Blühende Heide wiegt. „Sehen, werden, betteln. Ganz still ist's im Saal. Der alte Geier Kopf hat den Kopf aufgeschüttelt und die Hand ans Ohr gesetzt, und der Trompeter Wagner weint. Nur dem Wirt gefällt es nicht recht. Die Kerle trinken jetzt eine geschlagene Viertelstunde nichts und verlieren Sisse und Durst.

Zwei Tage der Liebe schenke nur mir,
Dann muß ich ja weiter wandern,
Ja wandern;
Zwei lange Tage in bester Luft,
Dann laß ich dich wieder den andern,
Den andern.
Doch diese Stunden sei mein nur,
Nur mein,
Ganz mein mit Leib und mit Seele.
Ich trinke dich ein
Und ich gebe mich dir,
Ich nehme dich mir,

Und ich lasse mich hier,
O Kathrein, Kathrein.
Nur einmal im Leben ist sonnigste Luft.
So komme, o komm doch an meine Brust,
Und dann muß ich wandern, wandern
Und lasse dich wieder den andern.
Ich kann nicht sehen nach Freude die Bein
Und sterbe am liebsten allein, allein,
Kathrein, Kathrein.

Die aus der Kreisstadt munterten sich am meisten, daß es hier draußen zwischen den Wäldern einen Menschen gab, der so merkwürdige Lieder singen und einem die Brust so sonderbar erregen konnte. Wohlgefame Schauer waren über sie gekommen. In den Herzen der Wäldchen brannten sich Gedanken ein, die man verschweigen muß. Als das Lied verklungen war, blieb noch eine lange Weile wartende Stille in der Menge und man konnte fast hören, wie die letzten weichen Töne zum Fenster schwangen, über die Gasse saogen und zum Abendstern strebten, der schon über dem gegenüberliegenden Dach stand. Dann kam die Egentmaad mit langen harten Schritten und zündete die große Hängelampe an. Die Tänzerinnen saßen sich wieder nach der Musik um und gingen, als ihnen der mit dem großen Was anickte, auf ihre Plätze. Einmal im Leben... Wenn das wahr ist?

„Der Letzte vor der Abendstund!“ rief der Platzburtsch und stampfte heftig auf.
„Rein, noch zwei, noch zwei!“ schrien die Tollfren.
Wie liegen nun die Mädchen so weich und dingeungsvooll den Burtschen im Arm und geben sich acht auf Tritt und Schwung.
Die Sterne kommen.

Wenn im Städtchen Wallen die Bauern auf dem Feld waren, war kein Bürger mehr im Ort. Die Schreibersleute mit Stebfragen zählten nicht. Es gab dort einige große Höfe, aus denen in der Regel die Väter der Stadt und die Kirchschützen stammten. Leute mit einem Kutschwägelchen und gutem Pferdebestand. Unter diesen Höfen war der Ulmenhof der größte. Sein Besitzer war Pächter der Gemeindegasse und hatte stets die schönsten Wäde im Haus. Er ging auch fleißig auf die Pirsch, kannte alle Weiber, die Beeren lüchten und in den Pflanzgärten arbeiteten und nahm im Goffhof sein Maul stets voll mit Bratwurst, Bier und scharfen Wörtern gegen die verdammte Regierung und die Steuern, die die anderen zahlten.